



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 G. m. b. H., Daresalam.

1914. * Nr. 6

Gesühnte Schuld.

Von Elsa Stuyver
 (Fortsetzung.)

Wie geschieht Sie sind, Fräulein Lenchen", sagt nun Lisa und blickt erstaunt auf diese, die fleißig und stilk die Nadel führt und mit bunter Seide die feinen Staubfäden der Blütenfelle hinzubereit. Die zarten Blättchen runden sich unter ihrer Hand. Es ist eine Tischdecke aus feinstem Damast, in welcher Rosenkranzgirlanden und Rosetten zum Aussticken vorgezeichnet sind.

"Eine wundervolle Decke", sagte Fräulein Lenchen. "Die Frau Mama wird sich über den Fleiß ihres Töchterleins freuen. Die verstorbene Gräfin hat auch viel gestickt, doch meist nur Nebensachen angefangen, zu Ende hab' ich sie stets gebracht. Fräulein Lenchen, in meinem Nähkorb ist wieder etwas für Sie zurangelegt, konnte die alte Dame sagen, und ich wußte dann Bescheid, daß irgendein Deckchen, Kissen oder gar ein Kinderkleidchen vernachlässigt im Korb lag."

"Die liebe Großmama. Sehen Sie Fräulein Lenchen," unterbrach sich Lisa, "diese Blätter, diese gebogene Linie, ist für mich das Schicksal."

"O, dies ist sehr einfach, Sie dürfen mir die Seide hier ein klein wenig durchziehen, so, jetzt ist es schon erledigt. Hier sitzen Sie einmal dieses Stenchen, ich will zuhören und Ihnen den kleinen Vorteil beibringen. So, das ist gut", rief Fräulein Lenchen erfreut über ihre sehr gelehrige Schülerin. "Merkwürdig. Sie haben eine Geschicklichkeit wie die selbige Gräfin."

"Das freut mich. So, nun danke ich Ihnen, Fräulein Lenchen. Ich glaube, wir haben uns schon ein bißchen verschwätzt. Es ist schon Kaffezeit", sagte Lisa, auf die kleine Kuckuhr blickend, die auf der Konsole die Stunden anzeigte.

"Lieber Himmel, schon", entgegnete Fräulein Lenchen. "Da muß ich mich spüten, denn es ist Sonnabend. Ich habe die Wäsche für die Woche zu verteilen, kein kleines Amt bei so vielen Menschen." "Sie tüchtiges Mädel!" rief Lisa. "Lassen Sie mich auch

ein bißchen an ihrer Arbeit teilnehmen. Das Nichtstun kann ich nicht ertragen."

"Gerne, wenn es der Herr Graf und die Frau Mama gestattet. Heute jedoch noch nicht, denn Sontagsabends ist es nicht günstig, da die Arbeit am meisten drängt und man nicht Zeit findet, um zu erklären oder anzugeben."

"Wenn Sie Zeit haben, Fräulein Lenchen. Ich würde es gerne tun, denn ich glaube Sie nutzen sich viel zu viel zu, das sollte der Großvater nicht dulden."

"Lieber Fräulein, sagen Sie mir das nicht. Ich muß meine Arbeit haben, sonst fehlt mir etwas. Aber wenn Sie mir einmal etwas behilflich sein wollen, so ist das etwas anderes und ich hab' nichts dagegen einzuwenden."

"Gut, Sie sollen Ihren Willen haben. Morgen ist Sonntag, vielleicht könnten Sie mit mir ins Dorf gehen. Ich möchte gerne einmal die Leute in ihren Hütten sehen, ihr Leben beobachten, da dies neu für mich ist."

"Ins Dorf?" erschrocken blickte Fräulein Lenchen auf Lisa.

"Der Herr Graf wird wohl nicht damit einverstanden sein.

Im Wagen durch das Dorf fahren, da wird der gnädige Herr nichts einzuwenden haben, doch zu Fuß die Dorfstraße passieren und wohl gar eine Hütte aufsuchen. Ihre Frau Mutter hat dies nie getan, da es der Vater nicht duldet."

"Nicht, sagen Sie. Wie merkwürdig. Der Großvater ist doch gar nicht so stolz und hoffärtig. Warum sollte ich nicht mit den Dorfbewohnern ein freundliches Wort reden dürfen?"

"Sie können den Herrn Grafen ja einmal bitten, viel leicht ist er heute anders wie vor Jahren. Wer kann es wissen?"

"Ja, das will ich tun und nun auf Wiedersehen, Fräulein Lenchen", sagte Lisa, als sie wieder die Treppe hinabstiegen und Lisa sich der Terrasse zuwandte, während Fräulein Lenchen sich in das Innere des Schlosses an ihre Arbeit begab.

"Merkwürdige Ansichten hat der Großvater", murmelte Lisa, als sie die breite Treppe zur Terrasse hinaufstieg.

"Mamachen, du bist schon da", sagte Lisa, auf die Mutter zu-



Die Sinnstübe für gerade Körperhaltung beim Schreiben. (Mit Text.)

eilend, die in einem leichten Korbsessel ruhte und freundlich nach ihrem Töchterlein blickte. Schön war Lisa nicht, dies mußte auch ihre Mutter zugeben. Doch sie hatte etwas Anziehendes und Gewinnendes in ihrem Wesen, besonders die tiefblauen Augen waren schön und fesselten unwillkürlich jeden, der ihr näher trat. Wenn blickte man in ihr Auge, das so licht und klar wie der blaue Himmel strahlte. Kein Falsch, keine Lüge war in ihnen.

„Lisa, wo bleibst du heute? Frau Schwarz, hast du sie nicht gesehen?“ fragte die Mutter.

„Frau Schwarz?“ Lisa besann sich, „ich glaube, ich meine, ich habe sie vor etwa einer halben Stunde die Chaussee hinuntergehen sehen.“

„So, so, dann ist es gut. Ich dachte schon, sie wäre unpäßlich geworden. Lisa, ich hab' mit dem Großvater gesprochen, nächste Woche wird eine Dame erscheinen, die deine Erziehung vollendet. Du wirst ihr artig und lebenswürdig entgegenreten, die Mühe geben und meine gehorsame Tochter sein. Du wirst, daß andere Mädchen in deinem Alter schon viel weiter sind. Pappas Krankheit und Tod hat einst meinen ganzen Erziehungsplan geändert; du bist natürlich noch sehr jung und wirst alles rasch nachholen.“

Lisa blühte etwas erstaunt auf die Mutter. In solchem Tone hat die Gute nie zu ihr geredet. Das klang ja so ernst und geschäftsmäßig. Ein leises Wehgefühl bemächtigte sich des jungen Mädchens. War das ihr Mütterchen, die da fast fremd und streng zu ihr redete?

„Mutter“, sagte sie endlich und umschloß die Frau, sie zärtlich küßend. „Mutter, ich bin doch deine Einzige. Wie kannst du mir annehmen, daß ich dir je Kummer bereite. Ich mache dir keine Schwande und sollte die Dame — Lisa stockte — „mir noch so unempfindlich sein, ich werde dennoch meine Pflicht erfüllen und mein Mütterchen wird eine vollendete junge Dame, die sich in der ersten Gesellschaft ohne Erröten zu benehmen weiß, in kurzer Zeit vor sich sehen. Gelt, jetzt ist deine Lisa noch ein rechter Taugenichts und unwissend wie ein Murmeltier.“

„Lisa, Lisa, wohin gerätselt du“, sagte die Mutter, lachte jedoch herzlich über ihres Kindes drollige Antwort. „Du verträgst keinen Ernst, wie wird es dir ergehen, wenn jene Dame erscheint?“

„Wir werden was erleben“, ertönte plötzlich eine Stimme hinter ihnen und der Graf schaute lächelnd zu Mutter und Kind nieder. So liebte er es, hier weilen die guten Geister, die allen Gram und alle bangen Gedanken scheuchten.

„Nach dem Kind doch das Herz nicht schwer“, sagte der Graf zu seiner Tochter.

„Das Herz schwer“, erwiderte die Mutter. „D nein. Doch du wirst selbst einsehen, daß Lisas Erziehung leicht in der ländlichen Umgebung vernachlässigt werden kann. Sie muß doch ihrem Stande gemäß erzogen und ausgebildet sein. Sie kann einmal bei Hof eingeladen werden.“

„Bei Hof“, sagte der Graf. In seinem Antlitz zuckte es. Seine Entlein bei Hof, wohl gar dem Kaiser selbst ihre Aufwartung machen. Ja, ja, die Mutter hatte recht, wer weiß, zu was für Ehrungen Lisa noch kommen konnte.

„Es soll mich freuen“, erwiderte der alte Herr und setzte sich seiner Tochter gegenüber. „Laß das heute“, fuhr er fort, „du kannst ja alles mit der Erzieherin abmachen. Ubrigens, sie wird doch mehr Lisas Gesellschafterin, denn Lisa ist doch schon ein großes Mädchen.“

„Gewiß, Vater, doch erlaube mal, Lisa hat noch viel zu lernen und in ein Pensionat wollen wir das Kind nicht schicken.“

„Nein, bei Gott nicht“, entgegnete der Graf und lächelte seiner Entlein zärtlich zu.

„Kinder, laßt mich jetzt meinen Kaffee in Ruhe trinken und verderbt nicht das schöne Wetter über Erziehungsfragen. Lisa, reich mir den Zucker und verführe deinem alten Großvater sein mühevolltes Leben.“

„Ich will dir all deine Mühe abnehmen“, sagte Lisa, ihm das Gewünschte gebend.

„Na ja, bist ein liebes Kind und hast den guten Willen, aber abnehmen, das kannst du nicht, das muß der Großvater schon weiter tragen“, er stockte, wohin geriet er denn. „Solch großer Sitz macht einem manchmal stopfzerbrechen.“

Lisa nickte und blickte mitleidig zum Großvater auf, der plötzlich wieder sehr elend ausah.

„Frau Schwarz, erscheint heute nicht zum Kaffee?“ fragte plötzlich die Gräfin.

„Frau Schwarz, ah, sie ist ins Doktorhaus. Der Doktor war heute früh hier. Er ist um Unterstützung für die Witwe des verstorbenen Krämers bei mir vorgekommen. Frau Schwarz hat die Sache befragt“, entgegnete der Graf.

„Nun, und du hast geholfen wie so immer, mein Vater“, sagte die Gräfin erpönt. „Wie glücklich kannst du sein, stets anderen helfen und andere erfreuen.“

„Was sollten die Armen tun, wenn die Reichen sich nicht ihrer erbarmten“, entgegnete der Graf ausweichend. Offenbar schien ihm dieses Thema unangenehm.

„Laß mich doch ein bißchen teilnehmen an deiner Nächstenliebe. Ich will mich gerne für die Armen verwenden, ihnen nützen und helfen. Ich hätte dann einen schönen Wirkungskreis.“

„Ich bitte dich, Abelaide, laß dieses Amt ruhig weiter Frau Schwarz versehen. Du kennst die Leute nicht, verstehst nicht, mit ihnen umzugehen. Glaube mir, es ist nicht so einfach, Menschen zu spenden unter Menschen, die oft sehr verroht, mißtrauisch und ungenügsam sind. Ich will dir diese Enttäuschung ersparen, du darfst versichert sein, daß ich in dieser Beziehung schon manches erlebt habe und daß meine Güte oft mißbraucht wurde.“

„Wie du denkst, Vater“, sagte seine Tochter langsam und wieder trat der müde Ausdruck über ihre Züge, der in der besten Zeit einer freudigeren Lebensanschauung gewichen war.

„Du darfst glauben, Laß ich nur dein Bestes wünsche. Abelaide“, fuhr der Graf fort. „Ubrigens hast du hier ein sehr großen Wirkungskreis. Mein Personal kann schon deine Vorgesorge und Teilnahme gebrauchen. Außerdem hast du deinen alten Vater, an dem du Samariterdienste genug verrichten kannst.“

schloß der alte Herr und nahm die auf dem Tische liegende Zeitung, sich in deren Inhalt vertiefend. Er wollte rasch über die leise Verstimmung, die ihn übermannte, hinwegkommen, was ihm auch beim Durchlesen der neuesten Tagesereignisse über Politik und wirtschaftliche Fragen gelang.

„Mama, der Großvater hat sicher schon sehr schlechte Erfahrungen gemacht“, sagte Lisa zu der Mutter, die gewahrte, daß die Mutter über des Großvaters Hartnäckigkeit verlesen schien.

„Der Großvater ist so gut und tut alles, was er uns an den Augen absehen kann. Sicher ist er schon sehr ausgenützt worden und hat seine Gründe, wenn er dich vom Dorfe fernhalten will.“

„Ich sehe es ja ein“, sagte die Mutter und lächelte beruhigend zu Lisa hinüber, die mit ängstlich forschendem Gesichtchen nach ihr blickte. „Was hast du heute noch vor, Kind“, fährt die Mutter fort, da ihr das angefangene Thema anfängt, peinlich zu werden.

„Ich wollte etwas malen.“ „Willst du mir Gesellschaft leisten. Im Pavillon ist solch reizendes Plätzchen. Wir plaudern ein wenig. Du erzählst mir dann von deiner Mädchenzeit.“

„Ja, das wollen wir“, entgegnete die Mutter.

Frau Schwarz's Erscheinen unterbrach das Gespräch der beiden. Der Graf blickte von seiner Zeitung auf und nickte zerstreut, als ihm diese den Dank des Doktors und der Witwe überbrachte, die zufällig auch im Doktorhaus amwesend gewesen sei.

„Die Krämerin will selbst noch dem Herrn Grafen ihren Dank abstatten“, sagte die Hausdame, sich an ihren Platz begebend.

„Nicht nötig“, entgegnete der Graf. „Sie wissen, Frau Schwarz, ich wünsche so etwas nicht. Die Sache ist für mich erledigt. Sagen Sie dies der Frau, wenn Sie kommen sollte.“

Frau Schwarz nickte bejahend und trank ihren Kaffee, während ihr Lisa das Weißbrotdörbchen zuschob. Innerlich schwärmte sich das junge Mädchen. Sie hatte gestern keine guten Gedanken über die Hausdame des Großvaters gehabt, die so pflichttreu und aufopfernd war. Um ihr Unrecht wieder gutzumachen, spricht sie heute sehr freundlich mit der stattlichen Frau. Auch die Gräfin unterhält sich gerne mit Frau Schwarz. Sie versteht es, eine Unterhaltung zu beleben und bald sind die drei Damen in lebhaftester Unterhaltung — der Graf hat sich inzwischen zu einem Ausritt ins Feld verabschiedet. Lisa verläßt zu malen und die Mama bemerkt endlich lächelnd, daß es eine lange Kaffeepause gewesen sei.

„Frau Schwarz, ein andermal halten wir wieder solch gemüthliches Kaffeestündchen“, sagte die Gräfin, als die Hausdame von Brigitte nach unten geholt wurde.

„Mit Vergnügen, Frau Gräfin“, entgegnete diese geschmeichelt, grüßte freundlich ihre Herrin und begab sich in die unteren Schloßräumlichkeiten. Siegesicher schritt sie die breite Treppe hinunter. Sie war beruhigt und getröstet. Der Gräfin fiel es nicht ein, sie zu verdrängen. Sie konnte nach wie vor im Hause schalten und walten nach ihrem Belieben. Frau Schwarz war eine gute, gerechte Frau, wenn man ihr nicht zu nahe kam, konnte sie die selbstverleugendste und aufopferungsfähigste Person sein. So auch jetzt wieder. Nach ihrer Meinung war die Gräfin und Lisa ein neuer Schilling für sie, für die sie sorgen und leben mußte. Sie wollte dieses Amt auf das beste erfüllen. Wie nahe es jedoch gelegen, daß sie dennoch in manchem entthront worden wäre, ahnte sie zu ihrem Glück nicht.

Gräfin Abelaide und Lisa begaben sich, wenn auch etwas verspätet, in den Park und suchten den lauschigen Pavillon auf. Ihr Malgerät nahm Lisa nicht mehr zur Hand. Sie würde heute doch nicht viel dazu kommen; außerdem wünschte die Mama, daß sich das Töchterlein ihr für den Rest des Nachmittags widmen solle.

Langsam schritten die beiden Frauen die schattige Parkanlage hinunter, bewunderten da und dort eine Pflanze, eine Blume, oder die Mama erzählte von mancher Stunde, die sie hier als kleine und junges Mädchen zugebracht. Als sie den Pavillon erreicht und die kleine Stufe überschritten hatten, stotzte Gräfin Adelaids Fuß plötzlich und wie von einer Erinnerung überwältigt, ließ sie sich auf eines der kleinen Sesselchen nieder.

„Mutter, was ist dir?“ rief Lisa besorgt und trat neben die Mutter, die die Augen einen Moment beschattet hatte.

„Nichts, mein Kind. Nur die Erinnerung hat mich mit Allgewalt gepackt. Du mußt wissen, ich bin lange nicht hier gewesen.“

„Ist es eine schlimme Erinnerung, dann vergiß es, liebe Mutter, ist es jedoch schön und gut gewesen, dann bitte ich dich, laß es mich wissen.“

„Es war nichts Schlimmes und auch gerade nichts Gutes, eine harmlose Jugenderinnerung. Hier habe ich einem Jugendbekanntem Lebewohl gesagt, der mich liebte und zur Frau begehrte.“

„Und du, liebtest du ihn auch?“ frug Lisa und blühte erwartungsvoll in der Mutter Züge.

„Ich — nein, ich liebte ihn nicht. Liebte nicht diesen besten aller Menschen.“

„O, das tut mir leid“, rief Lisa unwillkürlich.

Die Mutter lächelte. „Kindstopp, ich liebte doch deinen Vater.“

„Natürlich, mein Väterchen. Welt, er war ein schöner, lebenswändiger, guter Mann? Doch der andere, der dich so liebte, er tut mir leid.“

„Leid, Märrchen, warum leid. Der Mann ist glücklich und zu großen Ehren gekommen.“

„Das freut mich für ihn. Doch,“ setzte sie zaghaft hinzu, „Papa ist tot. Er hat früh sterben müssen. Warum sind wir nie mit ihm aufs Schloß gekommen?“

Die Gräfin wandte sich gequält ab, um ihr Erblichen zu verbergen. Wie das Kind frug und sie konnte ihm doch keine Antwort darauf geben, keine, die es wünschte und zu wissen berechtigt war.

„Wir waren hier, doch du warst zu klein, um es noch zu wissen, und väter war dein Vater stets leidend und eine Reise beschwerlich. Außerdem war Papa kein großer Freund von dem Landleben.“

So weiter konnte und durfte sie nicht sagen. Das Kind durfte nicht ahnen, daß der Mutter Gedanken in letzter Zeit eine ganz andere Richtung angenommen, daß sie träumte, träumte von einem zweiten Glück, das zu erringen ihr sehnlichster Wunsch war. Und daß sie im Tage kaum einmal an ihren verstorbenen Gatten dachte. Hätte sie damals den Freund erhört, der sie so heiß gebeten, ihr Leben wäre ein anderes, auf jeden Fall ein glücklicheres geworden. Konnte es nicht dennoch glücklich werden? Nein, es war zu spät und müde lehnt sich Gräfin Adelaide zurück. Lisa aber, die eine Weile nachdenklich durch die offene Tür in die reizenden Parkanlagen geblickt, sagt zur Mutter:

„Liebe, ich weiß noch nichts von Liebe, und ob ich sie jemals kennen lerne wie du, Mama!“ Fast zaghaft klangen ihre Worte. Sie fühlte sich so unbedeutend der feinen Mutter gegenüber und hatte eine heiße Scheu vor der jungen Herrenwelt.

„Deine Stunde wird auch kommen“, entgegnete die Mama. „Doch noch bist du jung und sollst dein Leben genießen. Du mußt nicht so früh heiraten wie deine Mutter, die schon mit siebzehn Jahren aus dem Vaterhause kam.“

„Nein, Mama, verlang das nur nie von mir. Ich bleibe bei dir und werde nie heiraten.“

„Darüber sprechen wir uns noch einmal“, erwiderte die Mama und küßte Lisas zarte Wange.

„Mama, drüben geht ein Fremder! Er hat anscheinend den Weg verfehlt und sucht den Ausgang des Parks. Siehst du, er bleibt nun stehen und schaut sich ratlos um. Der Großvater hat schon einmal erwähnt, daß mancher wegunkundige Wanderer oder Tourist den kleinen Parkausgang als näheren Weg ins Dorf ansah und so in das Schloß gelangt ist.“

„Es kann ja ein Besuch sein“, erwiderte Gräfin Adelaide, trat jedoch mit Lisa aus dem Pavillon und näherte sich dem Fremden, der, als er die Damen erblickte, mit raschen Schritten auf diese zukam.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Gnädigste“, sagte der große, schlank Herr, der höflich den Hut zog. „Wie ich sehe, habe ich mich verirrt und finde leider den richtigen Weg nicht mehr aus diesem Labyrinth von wunderbar verschlungenen Pfaden. Würden Sie vielleicht die Güte haben, mir den nächsten Weg ins Dorf zu weisen?“

„Gewiß“, sagte die Gräfin freundlich, „Sie sind in den Schloßpark geraten, ein Irrtum, dem schon mehrere Wanderer begegnen sind.“

„Sehr lebenswürdig, ich nehme mit Dank an, Gnädigste. Ich befinde mich wohl auf Schloß Fermond, also auf verbotnem Pfad.“

„Allerdings“, erwiderte lächelnd Gräfin Adelaide, fügte indes hinzu: „Seien Sie willkommen auf dem Schloß, mein Vater nimmt gerne einen müden Wanderer gastlich auf. Sie haben wohl einen langen Marsch hinter sich?“

„Zwei Stunden und nicht der Liebe wert. Ich kehre nach langer Abwesenheit ins Vaterhaus zurück. Übrigens, ich verquä mich vorzustellen, Dr. Werenbold“, schloß der junge Mann, sich höflich verneigend.

„Sie sind Herr Werenbold“, sagte die Gräfin, doch nicht gerade freudigen Tones.

„Zu Diensten, Gnädigste“, entgegnete Dr. Werenbold. „Meine Vermutung wird wohl stimmen, die Tochter des Herrn Grafen vor mir zu sehen?“

„Es ist so“, sagte Gräfin Adelaide. Im Innern sehr beunruhigt, sich dem Sohne des alten Werenbold gegenüber zu befinden, den ihr Vater glühend zu hassen schien. Sie entkam sich noch einer Jagd, der sie als junges Mädchen beigewohnt, wofelbst der Graf und Werenbold senior scharf aneinander gerieten und ihr Vater dem alten Werenbold das Betreten seines Schlosses verbot. Seitdem war die Familie fern von den Schloßbewohnern geblieben und Gräfin Adelaide hat nie mehr etwas von dieser gehört.

„Ah, nun sehe ich meine Straße vor mir“, sagte der junge Werenbold, als er das große Pforten erblickte, das auf die Chaussee führte.

„Haben Sie Dank, gnädigste Gräfin und gnädigstes Fräulein, ich muß eilen, ins Vaterhaus zu kommen. Mein Vater ist leidend und verlangt den Sohn zu sehen.“

„Das bedauere ich sehr“, entgegnete Gräfin Adelaide warm. Sie hegte keinen Groll gegen ihre Nachbarn und das Vorkommnis mit dem Vater tat ihr leid, besonders da sie Werenbolds stets als gute und seine Familie kennen gelernt. Sie hielt den jungen Mann indes nicht zurück, ja sie atmete um ihres Vaters willen wie erlöst auf, als sich dieser nun mit raschen elastischen Schritten dem Ausgange des Schloßparkes näherte. Lisa indes blickte dem jungen Mann mit großen, angst erfüllten Augen nach. Lieber Himmel, wenn jetzt der Großvater zugegen und gar der Sohn jenes Mannes, den er verabscheute, in seinem eigenen Parke erblickt hätte. Auch sie ist froh, daß sich dieser so rasch entfernte, obwohl ihr sein Aussehen, ja sein ganzes Benehmen etwas sehr Sympathisches und Gewinnendes zu haben schien. Schweigend geht sie mit der Mutter ins Schloß, wofelbst Jungfer Brigitte sie mit der freudigen Nachricht überrascht, daß zum Sonntag Gäste zu erwarten seien. Gräfin Adelaids Jugendfreundin mit Tochter und — der Gräfin Herzschlag stockte fast, als sie den Brief mit den wohlbekannten Schriftzügen erblickt — Graf Marco hat seinen Besuch angesagt. Er sei gerade in der Nähe und wolle seinen väterlichen Freund nicht vergessen. Ob er wußte, daß sie, Adelaide, wieder im Schlosse weilte? Sie weiß es nicht und während ihre Gedanken zurückkehren zu der Zeit, da Graf Marco fast täglich im Schlosse verkehrte, schritt der junge Dr. Richard Werenbold dem Dorfe und seinem Vaterhause zu.

Allerhand Gedanken kamen dem Manne, wie er so rüstig die breite Lindenallee dahinschritt. Diese Einsamkeit herrschte augenblicklich, wohin sein Auge reichte, war kein menschliches Wesen zu erblicken. Die Ruhe und Stille tat dem einsamen Wanderer, der vom Trübel der Großstadt kam, wohl. Er hielt den leichten Strohhut in der Hand, der warme Sommerwind spielte in seinem blondgelockten Haar, über das die Sonnenstrahlen spielten und das selbe wie in Gold getaucht erschien. Er blieb stehen. Die Heimat. Ach, wie oft hat er sich danach gesehnt, als er die Ferne durchstreift. Ja, selbst die Schönheit der Berge und Meere konnten ihm nicht sein Vaterhaus ersetzen. Dennoch hat es ihn fortgetrieben und lange Jahre ferngehalten. Erst des Vaters Krankheit rief ihn zurück. So sehr er seine Heimat liebte und so sehr er an den Eltern und an der Schwester hing, so meinte er manchmal auch hier nicht heimisch zu sein. Ein Fremder unter Fremden. Wie sonderbar. Er konnte oft stundenlang nachsinnen, woher dies merkwürdige Gefühl stammte. Er schalt sich einen Narren, der Hirngespinnsten nachhing! Dennoch konnte er mitten in der angeregtesten Unterhaltung das Anblick des Vaters erforschen, die Züge der Mutter u d Schwester studieren, ob er eine Ähnlichkeit mit sich finde. Im Außern ja, da hatte er die hohe Stirn des Vaters, das blondlockige Haar und des Vaters feingebogene Nase. Eine Aristokratennase, nannte sie die Mutter. Ebenso besaß er den stolzen, fast gebieterischen Blick des Vaters. Also was wollte er? Heute jedoch trat dies alles in den Hintergrund, nur die Freude, binnen kurzem die Seinen zu begrüßen und die Sorge um den kranken Vater beschäftigte den Sohn. Er hatte jetzt das Dorf erreicht, schritt am Doktorhaus vorbei und grüßte den jungen Arzt, der im Garten sich mit seinen Pflanzen beschäftigte. Dr. Werenbold kannte ihn nicht, da er ja mehrere Jahre von Hause fern, hatte indes von den Eltern schon viel Lobenswertes über diesen Mann erfahren.



Eine flämische Musikkapelle. (Mit Text.)

Johannes Wredenweg grüßte ebenfalls artig den Fremden und blickte ihm noch lange nach, als er schon durch das Dorf schritt.

„Ein Fremder, keiner aus seiner Gemeinde“ dachte der junge Doktor. Er sann noch über den Blick dessen nach, den dieser ihm zugeworfen.

„Ein gelehrter Kopf, auch ein Denker und Grübler. Oder sicher ein Edelmann, der einen der hohen Gutsherrn der Umgegend aufsuchte.“

Dr. Werenbold aber blickte im Vorübergehen in die niederen Hütten, lächelt wohl freundlich einem kleinen flachsblonden Dirnlein zu, das vor dem Hause in der Sonne saß. Einige barfüßige Jungen sprangen grüßend an ihm vorbei, wohl einer hielt gar seine Hand hin, um ein Almosen zu empfangen. Dr. Werenbold legte auch bereitwilligst einige Münzen in dieselbe. Vor einem Rudel Dorfjugend schüttelte er sein kleines Silbergeld aus, das dieses jubelnd und schreiend auffas. Als er die Dorfstraße



Gaston Doumergue, der neue französische Ministerpräsident. (Mit Text.)

mit den Kleinen Wärtchen voll Goldsack und Zimmetgrün passiert, ließ ihm ein kleines Kind von acht Jahren in den Weg. Es trug ein schwarzes Röcklein und Schürzchen und sein Gesichtchen war verwirrt.

„Was ist dir dem geschehen, Kleine, sprich?“ wandte sich Richard nun an das Kind.

„Der Vater ist gestorben“, sagte Dörte Krämer, die Tochter des verstorbenen Franz Krämers. „Suche die Frauen für Vaters Grab suchen. Morgen holen ihn die schwarzen Männer“, schloß die Kleine und schluchzte von neuem.

„Hier nimm“, entgegnete Richard Werenbold und gab dem Kinde einen Taler. „Arme Kleine“, sagte er im Weitergehen, als Dörte freudig dankend das Geldstück in Empfang nahm und statt ihr Vorhaben ausführend, wieder zurück in die niedere Hütte der Mutter eilte.

Richard aber schritt weiter aus dem Orte in den Wald. Nun hat er sein Vaterhaus bald erreicht. Allmählich sank die Sonne tiefer am Himmel, es begann Abend zu werden. Er hätte ja den

Wagen bestellen können und würde schon bei den Seinigen sein, doch Richard wollte zu Fuß den Weg zurücklegen, denn er war ein gewandter Tourist und liebte die heimatliche Scholle sein. (Fortsetzung folgt.)

Zuf Flugeln.

Skizze von Beate Carus. (Nachdruck verboten.)

In weit ausschwingenden Kreisen zog der schlank gebaute Ender seine Bahn durch die Luft, mit seinen schneeweißen Tragflächen einem großen Edelreiher gleich.

Nomteß Rita genoß mit klopfendem Herzen die Zauber ihrer ersten Luftfahrt. Aber den Kopf ihres Vaters hinweg, der, ein wenig tiefer als sie, dicht vor ihr am Steuer saß, hatte sie sich in der kurzen halben Stunde an dem Wilde der sonnenbeschienenen Welt zu ihren Füßen nicht sattsehen können, das Flugfeld mit den Schuppen, Tribünen, Menschen, — in immer weiterem Weichholzstreife Wälder, Felder, Eisenbahnlinien — und hürten im blauen Duft der Ferne die Türme der Stadt. Jetzt rüstete sich Graf Heinz zum Landen. Die vollkommene Windstille erlaubt ihm, in beträchtlicher Höhe den Motor abzustellen. Veräuschlos und leicht, gleichsam



Oberst Dr. H. Hoffmann, der neue Schweizer Bundespräsident im Jahr 1914. (Mit Text.)

aller Schwere enthoben, senkte sich der Herr auf einen eleganten Vogen beschreibend, im Gleitflug zur Erde. Fast ohne Stoß berührte er den Boden, rollte noch ein Stückchen über das kurze Gras des Flugfeldes und hielt dann dicht vor dem Schwaben.

Graf Heinz von Horndorf sprang zur Erde und half dann seiner Ausrüstung von ihrem Sitze herunter. Während er sie aus seinem schwarzen Ledermantel schälte, in dem er sie vor dem Aufstieg sorglich verwahrt hatte, sammelte sich rasch ein kleiner Kreis von Offizieren, Kameraden von Graf Heinz, um die beiden.

Indes man sie von allen Seiten zum Bestimmen ihres Fluges beglückwünschte, erschien endlich auch, ein wenig außer Atem, Nikas Mutter, die Gräfin Horndorf. „Gott sei Dank, daß ihr wieder unten seid! War's schön, mein Kind? Hast du sehr gefroren? Nun mußt du erst noch ein wenig ausruhen, ehe wir nach Hause fahren“, überschwebte die rundsichtige kleine Dame ihre Tochter fürsorglich.



Das berühmte Hofstättische Haus in Luzern. (Mit Text.)



Der Hohenzollernbrunnen in Zrenenbrichen. (Mit Text.)

Der mißglückte Fang.

Von O. Palmer.



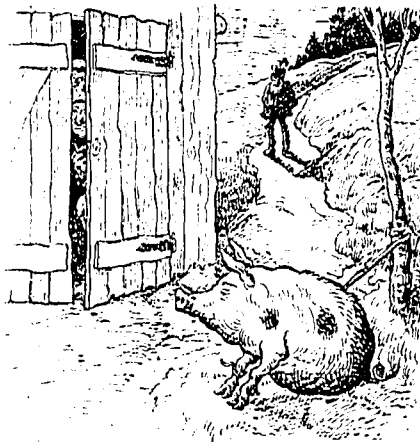
1. Die Bürger Schildheims sind in Mut,
Nicht sicher ist mehr Hab und Gut.
Schon wieder wird' heut nacht g'stohlen
Aus Schulzes Stall das schönste Fohlen.
2. Des Dorfes Älteste sitzen nun
Im Hirsch, beratend, was zu tun.



3. Der Hirschwirt sagt: „ich hab's, hercht her!
Auf d'Nacht nimmt jeder eine Wehr.
Im Schupfen vom dem Kronenbauern,
Da woll'n wir auf den Peter lauern.



- 4) Und angebunden wird dann ichlan
Vorn Schupfen eine fette Sau.
Was gilt's, so kriegen wir den Peter
Der beißt uns sicher auf den Köter!
- 5) Kaum ist es dunkel, schleicht hinaus
Die Bürgerwehr zum Schupfenhaus.
Der Hirschwirt führt an langem Tau,
Aus seinem Stall die fett'ste Sau.



- 6) Schon sind im Schupfen sie verichwunden,
Die Sau am Baume angebunden —
Da raht auch schon vom Walde bald,
Vorichtig eine Nachtgestalt.



- 7) Wie sie die Sau am Baume gewahrt,
Da lacht sie dumpf in ihren Bart —
Doch menschlings stürzen aus dem Tor,
Die tapfern Bauern nun hervor.



- 8) Nun geht ein böses Hagelwetter
Hernieder auf den roten Peter.
Er wad gefesselt und geknebelt,
Und dazu weidlich durchgemöbelt.



- 9) Nun geht es zur Gendarmerie.
In dunkler Nacht mit Hott und Hü.
Der Wachtmeister kommt mit dem Licht,
Und leuchtet in das Diebesgefiht.



- 10) „Das ist ja“ — ruft er schredensvoll —
„Der Oberförster! Seid ihr toll!“
Am Morgen sieht man nichts mehr
Von Schildheims mul'ger Bürgerwehr
(Schluß nächste Seite.)



- 11) Vor lauter Schred und Schand vergessen
Die arme Sau war unterdessen.
Am Morgen fällt's dem Hirschwirt ein,
Doch fort ist, ach! sein schönstes Schwein.

Während Graf Heinz seinem Flugdrachen in den Schuppen folgte, setzte sich die Gesellschaft langsam in der Richtung nach den Tribünen und dem Restaurationsgebäude in Bewegung. Der lange Hauptmann von Sperber, der als Mitglied der Flugveran- staltung den Hausherrn spielte, hielt der Gräfin einen wissenschaft- lichen Vortrag über die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Aeroplan-Systeme. Rita hatte unauffällig gezügelt, bis sie als letzte am Ende des kleinen Zuges neben den einzigen Zivilisten gekommen war, der sich der Gesellschaft angeschlossen hatte.

„Nun, Herr Bertram,“ sagte sie lächelnd, „halten Sie Ihre Behauptung von neuem aufrecht, daß eine Dame nicht den Mut besitzt, sich einer Lebensgefahr auszusetzen?“

„Habe ich das behauptet, Komtesch?“ fragte er zurück. „Dann habe ich Sie jedenfalls ausgenommen, denn auch ohne den heutigen Beweis wußte ich, daß Sie mehr Mut haben, als mancher Mann.“

„Jedenfalls ist der Mut die erste Eigenschaft, die ich an einem Manne voraussetze, um ihn achten zu können. Sehen Sie zum Bei- spiel meinen Vetter Heinz: Er hat als erster und einziger in der Familie den Mut, seinen eigenen Weg zu gehen: statt schlechthin ein Leutnant zu sein, setzt er seine Hauptkraft an den Flugsport, zum Entsetzen aller alten Damen im Horndorfschen Familienstift.“

„Ihr Herr Vetter sollte lieber was ande- res tun, als gerade Sie mit in die Luft zu nehmen, Komtesch. Schließlich ist keiner von uns ganz sicher, daß nicht doch mal was pas- siert. Und um sich den Hals zu brechen, dazu sind Sie zu schade.“

„So sind Sie also,“ erwiderte sie lä- chelnd, „Sie selber machen täglich die wag- halbigsten Flüge, ohne mit der Wimper zu zucken — für andere haben Sie Angst!“

„Ganz recht, Komtesch, und ich wünsche Ihnen nicht, daß Sie je in die Lage kommen sollten, für einen andern fürchten zu müssen. Glauben Sie mir, diese letzte halbe Stunde war nicht schön. Ich weiß jetzt, daß ich nicht mehr mit meiner berühmten Ruhe würde aufsteigen können, wenn ich wüßte, es müßte dann jemand das erleben, was ich erlebte!“

Sie schienen den warmen Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, geflüßentlich überhören zu wollen. Als sei er selber über das Gesagte erschrocken, fügte er schnell hinzu:

„Im übrigen ist das eine müßige Betrach- tung, denn ich habe seit dem frühen Tode meiner Eltern keinerlei Angehörige. Ich bin sogar abergläubisch. Das Schicksal ist ein häßlicher Gesell und mag uns Einsamen, die niemand betrauern würde, nichts anhaben. Darauf beruht meine oft berufene Sturz- und Bruchicherheit. Und ich bin überzeugt: an dem Tage, an dem einmal bei meinem Fluge eine liebevolle Fürsorge zittern sollte, stürze ich ab.“

Sie antwortete ihm nicht. Sie grübelte dem Sinn seiner Worte nach und dem leisen Zittern, das in seiner Stimme ge- legen hatte. Hatte nicht etwas darinnen geklungen von dem Lechzen des Verdurstenden? Hatte sie hier den Schlüssel zu sei- nem trostlos-finsternen und ihr gegenüber doch wieder oft kindlich- weichen Wesen, das sie stets ebenso anzog wie abstieß? — War er sie um Erlösung aus der Einsamkeit seiner Seele? Und warnte er sie nicht im gleichen Augenblicke davor?

Schweigend ging sie an seiner Seite, und schweigend saß sie eine halbe Stunde später neben ihrer Mutter im Wagen.

Die beiden hohen Füchse trabten eilig die breite Chaussee in der Richtung nach der Stadt hinunter. Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne malten die Baumwipfel rotgelb und blinkten scheidend in den Telephondrähten längs des Bahndammes.

Gräfin Horndorf lehnte sich in die bequemen Polster des offenen Wagens zurück.

„Ich muß mich wundern, Rita,“ sagte sie, „daß du dich mit diesem Bertram so viel abgibst. Jedesmal, wenn wir hier draußen sind, hast du ein längeres Gespräch mit ihm. Mir ist der Mensch unsympathisch, sogar unheimlich.“

„Ich glaube, Mama, er ist klüger und besser als viele andere. Und sicher ist er sehr einsam und unglücklich.“

„Mag sein. Aber wir brauchen ihn doch nicht zu trösten. — Übrigens kann ich dir mitteilen, daß Heinz, wenn ich seine Andeu- tungen vorhin recht verstanden habe, alsbald nach den Flugfesten um dich anhalten wird. Ich sage dir das schon heute, damit du Zeit hast, dir über deine Antwort klar zu werden. Papa und ich lassen dir selbstverständlich freie Hand, möchten dich aber auch darauf hin- weisen, daß wir diese Verbindung sehr gerne sehen würden.“

Rita antwortete nicht. Warum war sie nur plötzlich so traurig?

Und warum verblühen plötzlich die bunten Farben des Frühlings- abends in das dumpfe Grau einer regendrohenden Nacht?

Die wenigen Tage bis zum Beginn der großen Flugveran- staltungen vergingen auf dem Flugplatz mit fleißiger Arbeit. Die Herren hatten jetzt keine Zeit mehr, Besuche zu empfangen oder Paradesflüge auszuführen.

Da galt es, die Maschine bis auf die kleinste Schraube immer wieder zu prüfen; da galt es, Auge und Hand zu stählen; da galt es, die Nerven zu dressieren, wie wilde Tiere zu dressieren, daß sie nicht etwa in einem unbewachten Augenblick plötzlicher Gefahr den Körper zu einem Zucken, einem Handgreif verleiteten, der das Verderben herbeiführen mußte.

Rita wurde während dieser Tage jenes sonderbare Gefühl eines bevorstehenden Unglücks nicht los. Nichts hatte sich im äußeren Wille ihres gewohnten Lebens verändert, und doch er- kannte sie sich selbst nicht wieder, doch schien es wie ein lähmen er, alles verfinstrender Schatten über all ihrem Tun zu liegen. —

Heinz hatte schon früh telephonisch angefragt, ob die Damen herauskommen wollten. Es sei zwar etwas böig, aber gegen Mittag würde es wohl stiller werden; er und Bertram wollten dann den geplanten Aufstieg zur Höhenkontur aus- gleichzeitig unternehmen.

Als das Horndorfsche Gespann sich gegen drei Uhr dem Flugplatz näherte, surrte und brummte bereits eine große Zahl von Flug- drachen in der Luft. Die Entfernung war aber noch zu groß, als daß Rita die Appa- rate von Heinz und Bertram hätte unter- scheiden können.

Der Wagen hielt hinter der hohen Bret- terwand des Geräteschuppens. Die Damen pflegten hier eine Seitenpforte zu benutzen, die ihnen unter Umgehung der überfüllten Tribünenplätze den Zugang zu dem Pate vor der Schuppenreihe gestattete.

Gerade als sie den Wagen verließen, er- tönte von dem Flugfelde, auf das ihnen von hier der Ausblick veripert war, ein tau- sendstimmiger Schrei, einen dumpfen Stoß und ein Krachen und Splittern begleitend.

Mit fliegenden Füßen durchstafete Rita, ihrer Mutter voran, den schmalen Gang zwischen den Bretterwänden. Der Bediente, der sonst nach der Passierkarte gefragt hätte, rammte bereits quer über den Startplatz der Unfallstelle zu. Als Rita das freie Gelände vor den Schuppen betrat, sah sie in der Mitte des Flugfeldes unter einer sich ver-

ziehenden Staubwolke die formlosen Trümmer einer Flug- maschine. Von allen Seiten eilten Menschen und Automobile darauf zu. Dicht neben ihr wurden die beiden Sanitätsauto- mobile angekurbelt. Ein Böllerschuß verkündete, daß sämtliche Flüge abzubereiten seien. Links von ihr, vor den Schuppen, glitten dicht nacheinander drei Flugapparate zu Boden.

Dies alles überfah sie mit einem flüchtigen Blick, während sie, so schnell sie konnte, nach der Unfallstelle vorwärts hastete.

Blitzschnelle Gedanken durchzuckten ihr Hirn. Vor ihr standen, aufstiegsbereit, in einer Reihe mehrere Aeroplane. In dem ersten erkannte sie Heinzens Maschine. Wie gleichgültig war ihr dies! Sie wußte ja, daß ihm nichts geschehen war. Sie wußte nur, daß der — a n d e r e dort unter den Trümmern lag!

Und sie wußte, daß sie ihn getötet hatte! Jetzt war ja alles so sonnenklar: sie hatte Angst, entsetzliche Angst um ihn gehabt, all die Tage. Und nun hatte sich seine Prophezeiung erfüllt: „Wenn einmal eine liebevolle Fürsorge um mich zittern sollte, dann stürze ich ab.“

„Liebevoll . . .?“ Rita blieb plötzlich stehen. Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Eine eiserne Faust schnürte ihr die Kehle zu und presste ihr Herz zusammen. Rote Kreise tanzten ihr vor den Augen. Sie schwankte.

Mit ein paar langen Schritten eilte Graf Heinz, der sie erst jetzt bemerkt hatte, hinter seinem Apparat hervor auf sie zu und stützte sie: „Um Gottes willen, Rita, was ist dir? Wozum ist ab- gekürzt, der italienische Flugschüler, den ich dir neulich zeigte. Wir hatten ihn alle gewarnt, bei dem Wind aufzusteigen. Aber er hörte ja nicht.“

Die beiden Ambulanzwagen mit den roten-Kreuz-Flaggen sausten mit langgezogenem Sirenenknall vorüber. Von allen Seiten sammelten sich jetzt die Bekannten. Der lange Hauptmann von Sperber, der die Gräfin hergeleitet, wurde mit Fragen um- drängt. In ihren engen, schwarzen Lederanzügen, die Wind- blille

Der mißglaube Jüngling. (Schluß.)



12) Der rote Peter aber lacht, Er hat die Sau schon angebracht. Vergnügt in Filzheim liest er, Und trinkt auf Schildbeims Vürgerwehr!

vor den Augen, Gesicht und Hände beschmutzt, kamen die Herren, wie sie von den Maschinen stiegen, hergelaufen. Man erging sich in Vermutungen über die Ursache der Katastrophe, eilte zusammen in der Richtung nach der Unfallstelle und war viel zu aufgereggt, um sich vorläufig um Rita kümmern zu können.

Diese war auf eine umgestülpte Werkzeugkiste vor einem der Propeller gesunken. Der Name des Verunglückten klang ihr noch immer in den Ohren, ohne daß sie es recht fassen konnte, daß es ein anderer sei, als der, dem ihre fliegende Angst gegolten.

Plötzlich stand Bertram vor ihr. Er sah noch bleicher aus als jezt. Ein rauher Ton war in seiner Stimme, als er halblaut sagte: „Sehen Sie, Kontess, das ist das Schicksal, von dem wir neulich sprachen. Der arme Junge, der dort liegt, hat eine junge Frau, die wahrscheinlich in diesem Augenblick den Verstand verliert. Solche Menschen sollten das Fliegen lieber uns Einsamen, weichen überlassen. Ich breche morgen alle Rekorde!“

Eine sieghafte Kraft strahlte jetzt aus Ritas Augen. Die Qual der letzten Minuten hatten ihre schlummernde Liebe zum wachen Leben geweckt.

Ihre beiden Hände ergriffen die des Mannes, und mit klarer Stimme sagte sie:

„Sie dürfen nie wieder aufsteigen. Nie. Denn von jetzt an sind Sie nicht mehr einsam, und darum auch nicht gefeit!“

Seine Augen staunten sie an. „Rita!“ klang es von seinen Lippen, fragend, und doch schon beäffend, jubelnd.

Praktische Winke für musikalische Erziehung.

Von Leopold Schmidt.
(Nachdruck verboten.)

Soll das Kind eines der gangbaren Musikinstrumente erlernen, so hat der Lehrer zumeist nicht den geringsten Einfluß auf die Wahl des Instrumentes. Vielmehr wird das Instrument von den Eltern bestimmt, und der Lehrer hat bloß noch zu unterscheiden, ob das Kind auch talentiert sei. Zumeist bestimmen auch rein äußere Umstände, ob dem Klavier oder der Geige der Vorzug zu geben sei. Lernt das Mädchen Klavier, dann muß der Junge die Geige wählen, wie denn auch meist jenes Instrument ausschlaggebend ist, das sich bereits im Hause befindet. Räumliche und materielle Verhältnisse spielen gleichfalls eine Rolle, das Kind selbst aber und der Pädagoge haben sich dem Wünsche der Eltern zu fügen. Der Pädagoge weiß genau aus Erfahrung, daß kaum der vierte Teil aller ihm anvertrauten Kinder dem Instrumente und dem Unterrichte treu bleiben, und dann ist es zumeist der Lehrer, dem die Schuld an der Unlust des Kindes zugeschrieben wird.

Es ist unbedingt nötig, dem Pädagogen mehr Einfluß in der Bestimmung des zu erlernenden Instrumentes einzuräumen, denn die Frage allein schon, ob ein Kind musikalische Begabung habe, kann keineswegs durch eine kurze, oberflächliche Prüfung entschieden werden. Die Konstatierung, das Kind habe Gehör, ist genügt noch nicht, um auch sofort mit dem Studium eines Instrumentes beginnen zu können. Denn nicht der Lehrer stellt die Anforderungen, sondern das Instrument, und diese sind viel mannigfaltiger, als gewöhnlich angenommen wird. So haben z. B. eine ganze Reihe passabler Pianisten ihre mechanische Fertigkeit gewonnen, ohne überhaupt Gehör zu besitzen, aber zu freier Fantasie, zur Improvisation, zum Auswendigspielen reicht auch hohe technische Fertigkeit nicht aus.

Andererseits gibt es eine große Anzahl Klavierspielender Kinder, die ein so feines Gehör besitzen, daß diese Gabe durch das Klavierspielen eher geschädigt als gefördert wird. Solche Kinder würden auf der Geige ungleich mehr zu leisten imstande sein, denn gerade auf der Geige besteht die Schwierigkeit des Studiums darin, sich die Töne mit Hilfe des Gehörs selbst suchen zu müssen, und für die Geige ist das feinste Gehör gerade gut genug. So läßt die bloße Erwerbung der technischen Fertigkeit das Kind oft unbefriedigt, und der Unterricht wird zur Qual. Außer dem Gehör gibt es aber noch eine ganze Reihe anderer wichtiger Momente, welche für die Wahl des Instrumentes entscheidend sind. Rhythmische Begabung, das Gefühl für Dynamik, ferner ein schwer zu entdeckender Sinn, die polyphonische

oder melodische Veranlagung. Die körperliche Eignung spielt gleichfalls eine große Rolle, und das frühe Alter des Kindes ist einer Beurteilung selten günstig.

Eine ganze Anzahl wichtiger Gründe ließe sich noch anführen, und alle sind ausschlaggebend für die Forderung, das Kind nicht gleich ein bestimmtes Instrument erlernen zu lassen. Vielmehr empfiehlt es sich, dem Kinde Zeit zu lassen, damit es vorerst in die Geheimnisse der musikalischen Theorie eingeführt werden könne. Diese Elemente erlernt das Kind, sofern sein Sinn für Musik überhaupt schon reif ist, bedeutend leichter, wenn mit diesem Erlernen nicht auch noch die Mühe des Technischen am Instrumente verbunden ist. Und der Lehrer findet Zeit, die Befähigung und Geschmacksrichtung gewissenhaft zu ergründen. So gilt für jedes Instrument der Grundsatz: Nicht zu früh beginnen. Das viele Singen des Kindes ist noch kein Beweis, daß es auch musikalische Begabung besitze. Durch solche musikalische Äußerungen des Kindes sollten sich die Eltern nicht irreführen lassen. Wenn das Kind singt, so tut es vorerst nichts weiter, als daß es seine musikalischen Eindrücke verarbeitet, doch ist er für die spätere musikalische Erziehung ungleich wichtiger, dem Kinde erst die Elemente der Musik zu vermitteln. Die mechanischen Schwierigkeiten aber können viel leichter und rascher bewältigt werden,

wenn Geist und Gelernte bereits ein gewisses Wachstum erreichten, um für die Arbeit, das ist die Technik, zu genügen.

Verrierbild.



Wo ist Mama?

Zwei Rachelanekdoten,

welche das angeborene Geschickstalent der großen Tragödin wieder der ganzen Familie Felix im glänzendsten Lichte erscheinen lassen, erzählte man sich ehemals in Paris. Rachel stand im Begriff, ihre Gastspielreise nach Amerika anzutreten, da kam ihr der schreckliche Gedanke, daß sie jenseits des Ozeans erkranken und sterben könne. „Was in aller Welt wird dann aus euch?“ rief die Tragödin, als sie mit ihrem Bruder die jen möglichen Fall erörterte.

Jener suchte der Schwester diesen Gedanken auszureden, allein Rachel zermarterte ihr Gehirn, um einen Rettungsplan für die Fa-

milie zu finden. Plötzlich rief sie aus: „Ich hab's! Wenn ich sterbe, so balsamiert ihr meinen Körper ein, zieht mit demselben durch alle Städte Amerikas und laßt ihn für Geld sehen.“

In einem anderen Falle wurde Rachel an das Krankenbett ihrer Schwester Rebekka gerufen, die im Alter von siebenundzwanzig Jahren zu Paris starb. Rebekka sollte eine höchst widerlich schmeckende Arznei einnehmen und sträubte sich mit aller Macht dagegen. Um den Widerstand zu brechen, sagte Rachel: „Wenn du die Arznei nimmst, so schenke ich dir mein Kollier, das dir so gut gefiel.“

„Das kennen wir,“ meinte Rebekka, „du versprichst mir das Kollier, aber du gibst es nicht!“

„Aber wenn ich es dir doch gebe und noch dieses Armband dazu lege —“

„Du gibst ja doch nichts her,“ erwiderte Rebekka.

„Aber wenn ich einen Eid leiste!“

„Gib's mir lieber schriftlich“, bat die Kranke.

Unsere Bilder

Die Kinnhölzer für gerade Körperhaltung beim Schreiben. Um den Kindern beim Schreiben eine gerade Körperhaltung anzugewöhnen, wird jetzt vielfach ein Kinnhölzer verwendet. Durch denselben wird der Kopf des schreibenden Kindes stets in gleicher Entfernung von der Arbeit gehalten und somit vermieden, daß das Kind beim Schreiben eine schlechte Körperhaltung hat, wodurch vielfach Kurzsichtigkeit und Rückenverkrümmungen entstanden sind.

Eine siamesische Musiktafel. Die Siamesen, die zu den ihm vaterländischen Vertretern der mongolischen Rasse gehören, sind ein sehr intelligentes Volk mit einer leidenschaftlichen Vorliebe für Spiele, Theate und Musik. Ihre Musikinstrumente sind fein durchgearbeitet und wohl klingend, und das gesamte musikalische Empfinden des Volkes steht auf einer ziemlich hohen Stufe.

Hohenzollernbrunnen in Trenchenbrietzen. Das märkische Städtchen dieses Namens, das schon urkundlich 1217 erwähnt wird, hieß ursprünglich

Brücken. Als der falsche Waldemar 1347 auftrat, blieb es dem Wittelsbacher Markgrafen Ludwig treu und erhielt dann von diesem zur Belohnung für seine Dienste den jetzigen Namen. Zu den interessantesten Denkmälern aus alter Zeit kommt nun ein neues, ein Hohenzollernbrunnen, der vor dem Rathaus auf dem Marktplatz der Stadt errichtet ist. Auf einem Sockel erhebt sich die Gestalt des ersten Hohenzollernischen Markgrafen, des Kurfürsten Friedrichs I. von Brandenburg.



Getränt.

Man n: „Zum Aufwand, was ist denn da wieder passiert? Die ganze Wohnung ist voll Rauch!“
Frau n: „Früher wollten du für mich durchs Feuer gehen und jetzt ist dir das bißel Rauch schon zu viel!“

nach des letzteren Rücktritt Minister des öffentlichen Unterrichts im Kabinett Clemenceau zu werden. Ministerpräsident Doumergue steht jetzt im einundfünfzigsten Lebensjahr.

Überst Dr. H. Hoffmann (St. Gallen), der neue Schweizer Bundespräsident für das Jahr 1914. Der Nachfolger des Präsidenten E. Müller war bisher Vizepräsident und Chef des schweizerischen Militärdepartements; er steht seit über 30 Jahren im politischen Leben.

Dem Abbruch geweiht. Der Kampf um das berühmte Bossartische Haus in Luzern ist zumgunsten aller derer entschieden worden, die dieses Juwel erhalten wissen wollten. Das aus dem Jahre 1632 stammende Gebäude ist eins der schönsten Renaissancebauwerke der Schweiz. Die horrenden Forderungen von 300 000 Franken machte es der Stadtgemeinde Luzern unmöglich, das Haus zu erwerben; es wird nun einem Warenhausneubau Platz machen.

Allerlei

Kein gegeben. An auferziger Gast: „Ich muß mich über die nachlässige Bedienung Ihrer Kellner bitter beklagen!“ — **Wirt:** „Da sind meine anderen Gäste dran schuld — die geben Trinkgelder!“

Zahn. Gatte: „Sag' mal, Herz, weshalb soll ich unseren Freund Gutschmid denn gerade auf den Mittwoch zum Souper laden?“ — **Gattin:** „Da gibt sich die Nachb'in besonders Mühe mit den Speisen, am Mittwoch hat ihr Schatz Geburtstag.“

Das Ende kommt nach. Dien er: „Eine schöne Empfehlung von meinem Herrn und da sendet er Ihnen einen Blumenstrauß!“ — **Mei che Frau:** „Najen in dieser Jahreszeit? Ach, mein Bräutigam macht sich viel zu viele Auslagen!“ — **Dien er:** „Seien Sie unbesorgt. Das wird alles erst nach der Hochzeit bezahlt!“

Im Gasthaus zur Goldenen Gans. Die Herzogin von Northumberland kehrte auf ihrer Reise durch Irland in Dublin in dem Gasthof zur Goldenen Gans ein. Der Wirt, der sie tüchtig geprellt hatte, bat sie bei ihrer Rückreise um die Gnade, wieder bei ihm einzufahren. — „Wenn das geschehen soll“, erwiderte die Herzogin, „so müssen Sie mir zuvor eins versprechen.“ — „Was ist das?“ fragte der Wirt. — „Dass Sie mich nicht wieder für das Schild Ihres Hauses ansehen!“

Fürst Leopold von Anhalt-Deschau trug unter seinem rauhen Äußeren doch auch ein menschlich fühlendes Herz. Hierzu folgendes Beleg. Einst forderte Leopold in dem schlesischen Dorfe Konnig einen Wegweiser und erhielt — vermutlich den wegekundigsten Mann im Dorfe — den Schweinehirtin. Der Fürst hieß ihn zu sich in den starken Feigen, wie er seine Majestät zu nennen pflegte. Dem Gewaltigen zur Seite fühlte sich der arme Kerl nicht wenig bellemmt und wagte nicht, die Fäße in die Kalesche zu ziehen, sondern ließ diese aus der Tür auf den Treit hinabhängen. Eine Weile sah der Deschauer der Sache zu, dann schmauzte er den Hirten an: „Sauterl, streck gleich die Foten herein, wie sich's ziemt; denkst du, daß die meingien von Marzivan sind?“

Der Beschützer von Königen. Paolo, der frühere Chef der französischen Weichwölzerei, war mit fast allen gekrönten Häuptern Europas bekannt, die er bei ihren Besuchen schon an der Grenze empfing und erst wieder

an der Grenze verließ. Eine besondere Wertschätzung ließ ihm der verstorbene König Eduard von England zuteil werden. Als auf diesen, damals noch Prinz von Wales, der jugendliche Attentäter Sipido im Nordbahnhofe zu Brüssel einen Schuß abgegeben hatte, sagte der Prinz später einmal: „Wenn Paolo da gewesen wäre, würde die Pistole nicht losgegangen sein. Man hätte den Knaben festgenommen, noch ehe er die Zeit gefunden hätte, sich ihrer zu bedienen.“ Als Beispiel für Paolo's Beschützungsmethode möge folgender Fall dienen. Der König von Griechenland, der sich zum Kurzaufenthalt in Aix-les-Bains befand, äußerte Paolo gegenüber einige Unruhe über die überaus zahlreichen Bettler, denen er auf Schritt und Tritt begegnete. Paolo lächelte und sagte: „Unter diesen Bettlern ist nicht ein einziger, der nicht sein Leben für die Verteidigung Ihrer Majestät dahingeben würde.“ — „Wie können Sie das wissen?“ fragte erkrankt der König. — „Ganz leicht, Majestät“, war die Antwort, „sie sind sämtlich meine Leute und besonders zum Nachdienst für Eure Majestät engagiert.“

Gemeinnütziges

Gartenarbeit im Februar. Im Monat Februar gibt es im Garten schon mehr zu tun. Es darf fast kein Tag vergehen, ohne darin tätig zu sein. Das Verschneiden der Bäume ist fortzusetzen. Auch im Kampfe gegen die Obstschädlinge darf nicht innegehalten werden. Baumwunden sind mit Baumwachs und Teer zu verbinden. Pflanzenstellen für Obstbäume müssen mit Gülle gedüngt, Gemüslaud muß ebenfalls rigolt und gedüngt werden. Bei gutem Wetter ist mit der Veredelung von Wildlingen zu beginnen; mit dem Steinobst wird der Anfang gemacht. Wurzelstöcklinge sind hart an der Wurzel abzuschneiden. Die Anlage von Mistbeeten ist in Angriff zu nehmen. In der zweiten Hälfte des Monats können schon Korbstrahl und Blumenstiel an geschützten Stellen ausgefäst werden. Rasenplätze sind von Schmutz zu reinigen; Moosbildung ist durch Überstreuen mit Asche zu bekämpfen; das Nachsäen von Najen an lahlen Stellen ist notwendig. Erbsen können auch schon gelegt werden. Um sie vor den Vögeln zu schützen, ist es ratsam, sie mit Remige zu bestäuben. Sind sie aufgegangen, müssen sie vor Frost geschützt werden. Das geschieht am besten durch Überdecken mit fleißig oder leichten Tüchern. Heden und Gebüsche müssen jetzt auch beschneiden werden. Das Düngen und Vorbereiten der Blumenbeete ist unerlässlich. Tulpen und Hyazinten sind zu lüften. Topfpflanzen, die in den Garten ausgefäst werden sollen, müssen in sonnigen Mittagsstunden ebenfalls fleißig gelüftet werden. Treibzweiben in Töpfen sind jetzt in kühle Räume zu bringen. Alle Zimmerpflanzen müssen an Luft und Licht gewöhnt werden. Dabei dürfen sie aber nicht der Sonne ausgefäst sein. Sommergewächse können bereits in die Beete ausgefäst werden.

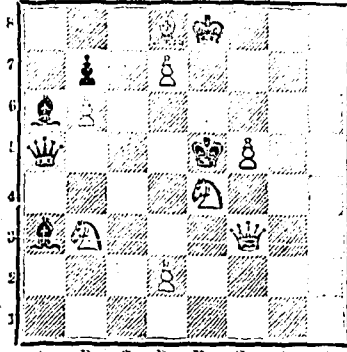
Sofortige Verwendung der Weinbergsfäße nach der Imprägnierung ist nicht ratsam. Bei den mit Kresol behandelten Fäßen hat dieses sogar Nachteile für die Rebe zur Folge; bei den mit Kupfervitriol getränkten würde das Holz vom Bodenvasser wieder ausgelaugt werden. Es ist also gut, die Fäße erst längere Zeit trochen zu lassen.

Selleriegemüse. Der Sellerie wird wie zu Salat in der Schale gelocht, geschält, in Scheiben geschnitten und mit einer Kapernsaucce übergeben. Dies Gemüse schmeckt besonders gut zu kleinen gebratenen Fleischportionen.

Logogrifh.
Mit O ist's eine frohe Zeit,
Mit A prangt es im Farbenkleid.
Julius Wald.

Problem Nr. 99.
Von E. A. Koetschid.
(Damburger Turnier 1910.)
Schwarz.

Arithmogriph.
1 2 3 4 5 6 7. Eine italienische Stadt.
2 5 6 7. Eine kleine Zeit.
3 1 5 6. Ein Zimmergerät.
4 5 6 6 5 6. Ein Svort.
5 2 2 5. Ein Maß.
6 3 5 4 7. Eine Viehhaltung.
7 3 2 2. Eine Wnabe. J. Wald.
Die Anfangsbuchstaben geben 1-7.



Homonym.
Schwanenb wieg' ich mich im Winde,
Niesam schon von jedem Kinde;
Doch wass' ich im Trowenland,
Troß' ich auch der Wammeshand. —
An der Technil aber auch
Bin ich vielfach im Gebrauch.
Sprie Tod aus meinem Innern,
Schmerzen zu' hervor ich, Wimmern.
Bin bald dünn, bald lang, und dia,
Bin ra' mich schnell im Augenblick.
Karl Leschbrand.
Aufsölung solat in nächster Nummer.

Aufsölung des Anagramms in voriger Nummer:
Ebro, Robe.